

Spontaneität und Formel

Dr. Walter Heim SMB, Immensee/Schweiz

60

Der neue *Ordo Missae* hat einen beträchtlichen Einbruch in die bisherigen rubrizistischen *Mußvorschriften* der Meßfeier gebracht. Ganz abgesehen von den Kapiteln VII und VIII des *Ordo* über die Wahl des Meßformulars und seiner einzelnen Elemente, finden wir auf Schritt und Tritt Formulierungen, die dem Leiter der gottesdienstlichen Handlung diese oder jene Lösung, zwei oder noch mehr Gestaltungsmöglichkeiten vorschlagen. „Wenn es angebracht scheint“, „gegebenenfalls“, „man kann“, „nötigenfalls“: solche und ähnliche Wendungen treffen wir wieder und wieder. Ein Beispiel: Nach dem Eingangsgruß *könne* der Priester oder ein anderer geeigneter Minister mit kurzen Worten die Gläubigen in die Tagesmesse einführen (Nr. 86). Das gleiche Prinzip ist auch im neuen Ritus der *Kindertaufe* festzustellen und dürfte wohl inskünftig bei der gesamten Sakramentenspendung zur Geltung kommen.

Der Freiburger Liturgiewissenschaftler Jakob Baumgartner schreibt dazu: „Während die alten Rubriken jede Anpassung an die vorgesehenen Verhältnisse ausschlossen und der Eigenverantwortung und Initiative des Priesters keinen Spielraum gewährten, hebt mit der *Institutio* wirklich eine neue Ära liturgischer Gesetzgebung an. Manche Geistliche, die im starren Rubrizismus früherer Zeiten groß geworden sind, fühlen sich wohl angesichts eines derartigen „Laxismus“ verwirrt, wenn nicht gar verärgert. Doch besteht eher Anlaß zur Freude, denn man nimmt uns Liturgen wieder als denkfähige, mit Intelligenz begabte Wesen. Es scheint uns bisweilen an „Fantasie für Gott“ zu gebrechen, wo sie sich doch, freilich stets im Rahmen des Erlaubten, fruchtbar auswirken müßte. Gehorsam in Liturgicis besagt künftighin nicht mehr bloß, unpersönliche Rubriken rigoros anwenden, sondern aus der Kenntnis der verschiedenen Möglichkeiten heraus und im Wissen um die Bedürfnisse der konkreten Gemeinde die Feiern durchzuführen. Die Rubriken sind abgelöst durch Direktiven, welche Reflexion und Einsatz der Verantwortung des Seelsorgers verlangen“ (in *Forum SMB* 3 [1970] 23).

Damit ergeben sich aber auch eine Reihe von Problemen für den Liturgen. Wann soll er z. B. die im Taufritus formulierten „Fragen an Eltern und Paten“ wörtlich übernehmen oder frei bilden? Wann übernimmt er die Formeln des Schuldbekenntnisses in der Meßfeier oder gestaltet sie selber?

Beides hat seine Vor- und Nachteile, sowohl für den Liturgen, wie für die Gottesdienstteilnehmer.

Die Spontaneität — natürlich innerhalb der erlaubten Grenzen — ist für den Vorsteher der Liturgie als denkfähigem und intelligentem Wesen anregender, wohlthuender und interessanter, als wenn er ein Leben lang dieselben Formeln sprechen muß. Die menschliche Gestaltungsfähigkeit kommt hier zu ihrem Recht.

Der Liturge gerät weniger in die Routine hinein, indem er die Möglichkeit hat, aus dem Geiste der betreffenden liturgischen Partien heraus immer neu und frisch zu formulieren. Wobei allerdings zu sagen ist, daß eine gute Meditation den gleichen Texten immer wieder neuen Glanz abgewinnen kann. Die Texte der Hl. Schrift bleiben ja auch immer dieselben.

Der Priester ist veranlaßt, sich die Gestaltung des Gottesdienstes rechtzeitig und stets neu zu überlegen. Dazu sagt Baumgartner: „Im letzten Moment in der Sakristei auftauchen und rasch in den Büchern blättern und Kommandos erteilen, solchen Methoden gelingt es sicher nicht, den Geist der neuen Weisungen zu verwirklichen. Eucharistiefeiern wird anspruchsvoller, bestimmt, ruft nach mehr Vorbereitung“ (l. c.).

Schließlich hat der Leiter des Gottesdienstes so auch bessere Möglichkeiten, auf die aktuelle Lage der Gemeinde einzugehen, Freude und Schmerz aufzu-

nehmen, ja die Fülle seines eigenen Herzens und seines Charismas sprechen zu lassen.

Für die Gemeinde bringt das Spontane in der Liturgie ebenfalls mehr Abwechslung, was die Aufmerksamkeit erhöht, besonders bei den Jugendlichen. Gleichbleibende Texte, die man immer wieder hört, werden stumpf und erreichen den Zuhörer oft nicht mehr recht.

Außerdem wird der Gläubige gewahrt, daß in der Liturgie keine „Sakramentemagie“ herrscht, wo es auf die Formel ankommt; daß es keine sakrosankten Formeln gibt, sondern der Geist entscheidend ist. Das wird ihn vielleicht veranlassen, ebenfalls nicht in einem Gebetsformalismus zu erstarren, sondern zum spontanen Gebet vorzudringen. Jede Formel steht ja durch ihren stereotypen Gebrauch in Gefahr, zu verharschen und zu versteinern und schließlich zu einer leeren Hülse zu werden.

Die Gottesdienstteilnehmer werden auch dankbar dafür sein, daß der Liturge immer wieder auf besondere Ereignisse, Nöte, Schwierigkeiten und Freuden Bezug nehmen kann, welche die Gemeinde und die Welt beschäftigen. Der Priester wird solche Dinge kommemorieren können, ohne daß er seine wohl vorbereitete Predigt im letzten Augenblick noch umstellen muß, was nicht jedermanns Sache ist. Und der Gläubige wird finden, die Liturgie sei nicht einfach etwas „Sakrales“ außerhalb und neben der Welt.

Die Spontaneität hat aber auch ihre Nachteile und Fußangeln, während die feststehende Formel über ihre Qualitäten verfügt.

Nicht jeder Priester ist ein liturgischer Gestalter, sozusagen ein Künstler des Gottesdienstes. Und viele haben in dieser Hinsicht auch nicht die geringsten Ambitionen. Nicht jeder gehetzte Seelsorger hat Muße und Zeit für eigene Worte, die passender oder besser sind als die im Ordo Missae verzeichneten Richttexte. Mit unbeholfenen oder mißratenen Formulierungen aber ist nichts gewonnen. Der Zuhörer wird stutzig, unwillig und spottanfällig.

Besonders in Zeiten der Dürre, der Müdigkeit und der Krankheit ist es oft schwierig, wenn nicht unmöglich, persönlich gestaltete Worte zu finden. Das Herz ist verkrampft, die Seele verschlossen, bleierne Schwere drückt Geist und Körper nieder. Wie wohltuend ist es da, zu einer Formel Zuflucht nehmen zu können! Die Intimsphäre bleibt dann gewahrt, man braucht andere nicht in sein Inneres blicken zu lassen.

Es ist überhaupt nicht jedermanns Sache, sein Herz auszuschütten und seine Seele nach oben zu kehren. Die Formeln des täglichen Lebens — z. B. Grußformeln, Wünsche zur Mahlzeit, Frage nach dem Wohlbefinden — gehen ja darauf zurück, daß das Stereotype der Wendungen die Intimsphäre wahren soll. Was Arnold Gehlen einmal von der Tradition allgemein sagte, gilt auch für traditionelle Formeln: Sie sind eine gewaltige Entlastung unseres psychischen Lebens. Wenn wir uns beständig spontan verhalten und geben müßten, wäre das wohl bald kaum mehr zum Aushalten!

Die Formel verhindert außerdem, daß der Liturge seinen Stimmungen und Emotionen, seinem Herzen und seinen Seelenwitterungen allzu bewegt und lautstark Ausdruck gibt. Das kann sehr bald abstoßend wirken. Denn schließlich ist die Liturgie Gemeinschaftshandlung, und nicht jeder Teilnehmer wird dadurch beglückt, wenn am Altar ein himmelhoch jauchzender oder zu Tode betrübter Priester agiert!

Überdies ist zu vermuten, daß die schöpferische Kraft des Liturgen nicht ein Leben lang durchhält. Schon bald kann er in Lieblingsgedanken und stereo-

type Wendungen verfallen, so daß dann einfach andere Formeln entstehen als die in den liturgischen Büchern verzeichneten.

Das spontane Formulieren von liturgischen Texten kann schließlich auch sehr heikel werden. Man kennt ja die Empfindlichkeit der Leute, die z. B. bei einer „Abdankungsansprache“ jedes Wort auf die Goldwaage legen und sich von bestimmten Nuancierungen betroffen fühlen. Warum sprach der Priester bei jener Taufe frei und begeistert, bei uns aber las er aus dem Buch oder hielt er nur eine kurze, trockene Ansprache? Warum sprach er das einmal von „lieben Freunden“, das andere Mal nur von „lieben Christen“? Man begreift, daß in Theaterberichten, Gratulationen, Nekrologen usw. oft stereotype Wendungen gebraucht werden, obwohl sie abgenutzt und nichtssagend tönen, wie etwa die „ausgezeichnete Stabführung des Dirigenten XY“, „die allzeit bereite Feuerwehr“, „der nimmermüde Lehrer“. Der betreffende Zeitungsschreiber weiß, daß man seine Wertungen mit Luchsäugen verfolgt und sich über jede Abweichung von der Regel Gedanken macht. Gesellschaftlich gesehen, ist die festgeprägte Formel eine Zauberformel für das gleiche Recht und die gleiche Behandlung aller.

Die Spontaneität im Gottesdienst kann den Gläubigen auch verwirren. Nicht nur der gelegentliche Gottesdienstbesucher findet vielleicht, es sei „alles wieder anders“, sondern auch der regelmäßige Teilnehmer fühlt sich oft von den beständigen Änderungen beunruhigt und unangenehm berührt. Die stereotype Form gibt ein Gefühl des Vertrauten, der Sicherheit und Geborgenheit. Beständiger Wechsel kann als Anarchie, als Unrast und als „Geschäftshudelei“ empfunden werden; namentlich wenn das Pathos und die Herzensergüsse des Priesters aufsässig und abstoßend wirken. Selbst der Junge will sich im Grunde genommen an eine bestimmte Form anlehnen, und durch sie gesichert fühlen. Schon der Wechsel der Eucharistischen Hochgebete kann in einer liturgisch nicht geschulten Gemeinde eher verwirrend als sammelnd wirken.

Man wird sich dieser verschiedenen psychologischen und sozialpsychologischen Gegebenheiten bewußt sein müssen, um das Verhältnis von Spontaneität und Formel richtig zu dosieren. Damit der Priester persönlich formulieren kann und nicht mit mißlungenen Improvisationen strandet, braucht es eine systematische Schulung in der Ausbildung. Man muß vor allem auch lernen, frei zu gestalten, ohne überschwenglich und aufdringlich zu werden. Eine gewisse Objektivität, durch welche die Persönlichkeit allerdings hindurchscheinen darf, entspricht doch wohl nach wie vor dem Charakter der Liturgie. Soll die Gemeinde nicht durch die Spontaneität des Liturgen überrascht und kopfscheu gemacht werden, so braucht sie ebenfalls eine gute liturgische Schulung, die den Blick für die wechselnden Gestaltungsmöglichkeiten des Gottesdienstes öffnet, die Toleranz für den Pluralismus schafft. Priester und Volk müssen sich auf die gleiche „Wellenlänge“ einüben, damit sie nicht aneinander vorbeigeraten.